

ziehungsgeschehen im sogenannten Dritten Reich um so eher an, als sich der Nationalsozialismus als „Bewegung“, d. h. als Erziehungsvorgang an der ganzen Nation verstand. Ein weiterer Grund kommt für den Verf. hinzu. Er möchte dem Schüler Gelegenheit zur eigenen Urteilsbildung geben. Dazu muß er an seinen eigenen Erfahrungen anknüpfen. Die liegen aber ausschließlich im Bereich der Schule und des Erzieherischen überhaupt. In diesem Rahmen soll der Jugendliche — der Verf. denkt an Schüler der Oberstufe der Volksschulen und den weiterführenden Schulen — an die Quellen selbst herangeführt werden. Verf. gruppiert Einführungen, Hinweise zur kritischen Beurteilung und Textauswahl in drei Teile: Das Erziehungsdenkmal im Nationalsozialismus; Die Erziehungszustände im Nationalsozialismus; Die Antwort des Widerstandes. Dieser letzte Teil ist unverhältnismäßig kurz geraten. Ihm sind nur fünf Seiten vorbehalten, während Teil I mehr als 50, Teil II rund 70 Seiten zugebilligt werden. Allerdings legt der Verf. das Schwergewicht seiner Untersuchung auf die Entlarvung der nationalsozialistischen Ideologie. Der Schüler, gedacht ist an Jungen und Mädchen vom 13. bis 14. Lebensjahr, soll im Anschluß an einen Abschnitt des vorliegenden Buches ein Kurzreferat von etwa zehn bis fünfzehn Minuten halten. Als Themen schlägt der Verf. z. B. vor: Die Bedeutung der Hitler-Jugend in der nationalsozialistischen Erziehung — Die deutsche Jugendbewegung und der Nationalsozialismus — Die nationalsozialistische Weltanschauung — Die „nordische“ Rasse. Für ältere Schüler, ab 14. und 15. Lebensjahr, empfiehlt er umfassendere Referate von der Dauer von 20 bis 30 Minuten z. B. zu den Themen: Demokratische und totalitäre Erziehungsziele — Toleranz oder totale Uniformierung — Die kulturelle Entwicklungshöhe des 20. Jahrhunderts und der Abfall in den nationalsozialistischen Atavismus. An das Referat soll sich das Schülergespräch anschließen. Das Erarbeitete sollte durch weitere Dokumentation, Bildmaterial, Ausstellungsbesuch, Tonbandaufnahmen usw. ergänzt werden. Verf. ist der Überzeugung, daß auf diese Weise die Jugend zur Erkenntnis geführt werden kann, daß die nationalsozialistische Ideologie durch einen übersteigerten Nationalismus gekennzeichnet war, verbunden mit dem biologistischen Menschenbild eines Vulgärdarwinismus, beherrscht vom Pseudoglauben an die „arische“ Rasse und vom Haß gegen die jüdische „Gegenrasse“ ebenso wie von der Ablehnung des angeblich artfremden Christentums. Um sein Ziel zu erreichen, die Erziehung des Menschen zu einer Gegenreligion zu erziehen, war der Nationalsozialismus ein Gegner der Freiheit, sowohl der des Gewissens und des religiösen Bekenntnisses als der der öffentlichen Meinungsäußerung und der der Forschung und der Lehre. Der Jugendliche, der das eingesehen hat, wird den Nationalsozialismus als Rückfall in den extremen Nationalismus einer beinahe kulturlosen Frühzeit begreifen. Verf. erwartet jedoch vom Unterrichtenden, daß er bei der Entlarvung der sogenannten völkischen Erziehung des Nationalsozialismus als Erziehung zum Irrglauben zwischen einem übersteigerten Nationalismus und einem durchaus berechtigten Nationalbewußtsein zu unterscheiden vermag. Neben der Bereitschaft zur Sühne und Wiedergutmachung müsse in der Jugend auch das Wissen um die Werte der Nation vorhanden sein. Nur so könne sich die Staatsgesinnung bilden, die einerseits die Wiedervereinigung des deutschen Volkes vorbereiten hilft, andererseits die Einigung Europas im Bewußtsein der Zugehörigkeit zu seinem Volk zu vollziehen bereit ist. Mit seinem Buch stellt der Verf. hohe Anforderungen an die Schüler. Ob wirklich die Volksschüler der Oberstufe dieser Aufgabe gewachsen sind? Für die Schüler der höheren Schulen ist mit dem vorliegenden Buch eine vorzügliche Arbeitshilfe gegeben. In den Einführungen müßte allerdings einiges präzisiert werden. So ist die auf Seite 134 gegebene Gliederung der Hitlerjugend und des Jungvolkes nicht ganz zuverlässig. Die Bezeichnung Rottenführer gab es im Jungvolk nicht, sondern nur in der Hitlerjugend. Die Gliederung des Jungvolkes endete nicht beim Stamm. Es gab z. B. auch noch den Jungbann. In der Hitlerjugend war keineswegs jede Gefolgschaft nach den be-

sonderen Interessen der Jugendlichen ausgerichtet. Neben den besonderen Gruppen, wie z. B. der Flieger-HJ, gab es die normalen Gefolgschaften, deren Gebiet sich weitgehend mit dem der nationalsozialistischen Ortsgruppe bzw. des Stadtviertels deckte. Auch sollte man sich meines Erachtens vor einer Überschätzung des Einflusses der Hitlerjugend hüten. Persönliche und örtliche Verhältnisse müssen berücksichtigt werden. So sicher viele Jugendliche vom Nationalsozialismus, insbesondere in den ersten Jahren, manchmal auch noch bis zum Schluß begeistert waren, so sicher gab es schon früh konsequente Ablehnung vor allem von Jugendlichen, die aus einem politisch wachen oder religiös aktiven Elternhaus kamen. Zwar suchten die Nationalsozialisten die religiöse Unterweisung der Jugendlichen unmöglich zu machen. Aber wenn der Verf. auf S. 135 schreibt, infolge des Verbots des Religionsunterrichtes für Schüler über 14 Jahre und der Nötigung zum Sonntagsdienst, die den Besuch des Gottesdienstes unmöglich gemacht habe, seien die Jugendlichen von ihrem 14. Lebensjahr in vielen Fällen ohne jede religiöse Unterweisung und seelsorgliche Führung geblieben, dann wäre doch der Hinweis nötig gewesen, daß dies keineswegs für alle galt. Jugend läßt sich nicht gern kommandieren. Das Verbot des Religionsunterrichtes konnte auch die gegenteilige Wirkung zur Folge haben, daß man sich nun freiwillig zum religiösen Werkkreis traf. Das ist in der Tat mehr als einmal geschehen. Zuzugeben ist freilich, daß die wissenschaftliche Ausbildung im Religionsunterricht durch die nationalsozialistischen Maßnahmen erschwert war. Die Literaturliste ist zu knapp. Ein Hinweis auf Literatur über die Hitlerjugend fehlt ganz. Für ein Buch, das dem Unterricht dienen soll, wäre es empfehlenswert, nicht nur Buchtitel in der Literaturübersicht zu bringen, sondern jeweils eine kurze Charakteristik beizufügen. Unbestreitbar ist aber, daß Rhodes Buch pädagogisches Geschick verrät.

W. F.

Ilse Stanley: Die Unvergessenen. Wien/München/Basel 1964. Verlag Kurt Desch. 412 Seiten.

Bereits 1957 erschien die englische Ausgabe dieses Erinnerungsbuches. Die Verfasserin übertrug es selbst ins Deutsche. Ihr Buch ist Bekenntnis. Sie berichtet darin von ihrem Leben. Als Tochter des Kantors Magnus Davidsohn wächst sie in Berlin auf, schildert die gutbürgerliche Welt des Berliner Westens von den Tagen vor dem ersten Weltkrieg, als sie noch ein kleines Mädchen war, bis zur Schwelle des zweiten Weltkrieges, als sie nach Jahren aufopferungsvoller Tätigkeit im Rahmen der Berliner jüdischen Gemeinde, die der Befreiung bzw. der bei der Gestapo durchgesetzten Entlassung einer Reihe Gemeindeglieder galt, im letzten Augenblick nach Amerika auswanderte. Sie schildert, wie sie in New York abermals ihr Leben aufbaut, wie sie in der Not des Neubeginns in ihrem zweiten Mann, dem Schauspieler Milton Stanley, die entscheidende Hilfe erfährt. So spannend sich der Bericht ihres Lebens liest — in dem wir von ihren beruflichen und menschlichen Kämpfen und Nöten, von Versagen und Erfolgen erfahren, in dem wir die Furcht vor der Gestapo und ihre Überwindung beim wiederholten Gang in deren Hauptquartier und bei der Fahrt zu den Konzentrationslagern miterleben —, so ist das doch der Verfasserin nicht die Hauptsache. Sie meint mit dem Bekenntnis mehr. Nicht umsonst nennt sie ihr Buch Die Unvergessenen. Sie berichtet von Leid und Leidensüberwindung, sie berichtet von Zeugnissen der Menschlichkeit und Größe bei Glaubensgefährten, aber auch bei Nichtjuden, ja sogar bei Gegnern, sie erwähnt Menschlichkeit und Gerechtigkeitssinn, ja sogar echte Hilfe durch einen Gestapobeamten, ebenso wie sie nicht menschliches Versagen bei Glaubensgefährten, ja sogar in der eigenen Familie verschweigt, ohne allerdings je die Pietät zu verletzen, weil es ihr um mehr geht als um eine spannende Erzählung. Aufgewachsen im religiösen Liberalismus, spielt das Glaubensbekenntnis für sie eine verhältnismäßig geringe Rolle. Unbefangen schildert sie den Gottesdienst in ihrer Berliner Synagoge in Ausdrücken, die dem christlichen Kult entlehnt sind. Für die Tochter eines jüdischen Kantors ist das immer-

hin einigermaßen bemerkenswert. In allen Ausführungen über ihren Glauben, in ihren Vergleichen zwischen jüdischem und christlichem Glauben verrät sie unwillkürlich, daß sie mit der Eigenart ihres Glaubens nicht sehr vertraut ist. Doch das hindert nicht, daß sie in sich eine aufrichtige Gottesliebe fühlt. Die Synagoge ist für sie das Vaterhaus. Die Liebe, die sie ihrem Vater entgegenbringt, überträgt sie auf Gott und die Synagoge als sein Haus. Da die Synagoge in Berlin, in der Fasanenstraße, in der Reichskristallnacht zerstört wurde, sammelt sie für den Wiederaufbau. Es soll ein Symbol des guten Willens, der Versöhnung werden. So legt sie den Grundstein für eine unpolitisch-humanitäre Organisation zur internationalen Verständigung, für die sie in einer großen Fernsehsendung über ihr Leben und ihre Taten wirken kann. Dem gleichen Ziel ist das Bekenntnisbuch gewidmet. Zwar nicht durch ihre religiösen Anschauungen, wohl aber durch das Beispiel tätiger Nächstenliebe, der Überwindung des Hasses durch die Liebe spricht ihr Buch unmittelbar an. W. E.

Max Tau: Ein Flüchtling findet sein Land. Hamburg 1964. Verlag Hoffmann & Campe. 267 Seiten.

Der aus Beuthen in Oberschlesien stammende Max Tau hatte in seinem Buch „Das Land, das ich verlassen mußte“ die Geschichte seines Lebens bis zum Jahre 1938, dem Jahr seiner Auswanderung, erzählt. Der nun vorliegende Bericht schließt sich an diese Lebensperiode an und schildert die Jahre 1938 bis 1945, in denen er von norwegischen Freunden aufgenommen und geschützt wurde. Norwegen wurde ihm zur zweiten Heimat. Aus Liebe zu den Norwegern nahm er so lange als irgendmöglich an ihrem Schicksal teil, erlebte die Schrecken der Besatzungszeit, bis ihm unmittelbar die Gefahr der Verhaftung drohte. Im buchstäblich letzten Augenblick flüchteten ihn Freunde nach Schweden. Auch von Schweden aus nahm er aufs lebhafteste Anteil an dem Leid, das über die Norweger durch die deutsche Besatzung gekommen war. Noch während der letzten Kriegsjahre erhielt er durch die norwegische Exilregierung das Bürgerrecht. Nach dem Kriege ist er nach Norwegen zurückgekehrt, ohne doch seine Liebe und Sehnsucht zur ursprünglichen deutschen Heimat aufgegeben zu haben.

Der deutsche Buchhandel erteilte ihm als erstem nach dem Krieg seinen Friedenspreis.

Eigentlich wollte Max Tau in Norwegen nur Zwischenstation machen; seine Absicht war es, von dort nach London zu Bruno Cassirer zu gehen. Aber die damalige nationalsozialistische Regierung sprach ihm die Staatsbürgerschaft ab, so daß er als Staatenloser galt und deshalb keine Einreiseerlaubnis nach England erhielt. Aber es war doch kein Zufall, daß ihn der Weg gerade nach Norwegen geführt hatte. Nach seinem Studium an den Universitäten Hamburg, Kiel und Berlin war er Verlagslektor geworden und hatte sich vor allem für die skandinavische Literatur eingesetzt, Gabriel Scott und Sigrid Undset im deutschsprachigen Raum bekannt gemacht, sich für die Anerkennung von Olav Duun und Tarjei Vesaas eingesetzt. Dieses Mühen um das Bekanntwerden der norwegischen Literatur hatte ihm viele Freunde erworben. Er selbst hat dann sich in Norwegen dafür eingesetzt, deutsche Literatur in norwegischer Übersetzung bekanntzumachen. So galt und gilt seine Liebe dem Werk Thomas Manns.

Sein Erinnerungsbuch beginnt mit der Nennung norwegischer Dichter und Schriftsteller. Für diejenigen, der ihre Werke nicht kennt, bleiben diese Partien des Erinnerungsberichtes etwas blaß. Am meisten plastisch tritt das Bild des wohl bedeutendsten Karikaturisten des Simplicissimus, Thomas Theodor Heine, hervor, der sich bis ins hohe Alter seinen kritischen und darum die Dinge scharf durchleuchtenden Verstand bewahrt hat. Charakteristisch sein Wort, auf den letzten Seiten der Lebenserinnerung erzählt, das Max Tau aus den ersten Tagen nach dem Krieg berichtet. Er überreichte bei dieser Gelegenheit dem Freund die erste Ausgabe von Christian Morgensterns Galgenlieder und sagte zu Tau: „Der Friede ist ausgebrochen. Glauben Sie nur nicht, daß sich jetzt alle Wunschträume erfüllen. Seien Sie um die Zukunft besorgt.“

So wertvoll es ist, aus dem Gedenken des Freundes ein Bild der Menschen vor Augen gestellt zu bekommen, mit denen er Umgang hatte, die ihn bereichert haben und die auch dem Leser heute noch etwas durch den Adel ihrer Persönlichkeit zu sagen haben, nicht hierin liegt das Wesentliche des Buches, sondern in der Darstellung von Leid und Leidbewältigung. Da ist zunächst das eigene Leid. Der Vater, der verlassen stirbt, die Mutter, die nach Auschwitz deportiert wird, von der der Sohn nur weiß, daß sie den Tod in den Gaskammern erlitten hat, die Schwester Friedel, die in Köln einer doppelten Bedrohung ausgesetzt ist, den Luftangriffen einerseits, dem Schicksal der Deportation andererseits, die sieht, wie der Tag X sich mit tödlicher Sicherheit ihr nähert und doch die Angst überwindet. Dann Max Tau selbst, gerettet zwar, geborgen von treu sorgenden Freunden, aber gequält von Selbstvorwürfen, weil er nicht in der Lage ist zu helfen, tatenlos zusehen muß, was man den Angehörigen und Freunden in Deutschland antut und was seit Beginn der Besetzung sich nun auch in Norwegen ereignet. Ohne je dem Haß zu verfallen, berichtet er von den Untaten, die Hitlers Schergen und Verräter vom Schlag eines Quisling anrichten. Es ist gut, immer wieder an das erinnert zu werden, was in deutschem Namen geschah. Aus der Fülle der von ihm berichteten Fälle sei der des Polizeinspektors Gunnar Eilifsen erwähnt, der sich geweigert hatte, junge Mädchen zu verhaften, die nicht zu dem von den Nazis befohlenen Einsatz kamen. Auf Grund eines Gesetzes, das erst fünf Tage nach der Befehlsverweigerung erlassen wurde, verurteilte man ihn zum Tode, verhaftete außerdem am Tage seiner Hinrichtung 700 Polizisten in Oslo, zwang ihnen eine Loyalitätserklärung ab und verhaftete 470 Polizisten im Lande, die man zur Umschulung in ein Konzentrationslager nach Deutschland schickte. Max Tau verschweigt nicht, daß selbst die Fürbitte eines den Nazis so genehmen Dichters wie Knut Hamsun von Nazis willkürlich Verurteilte nicht vor ihrem Schicksal zu retten vermochte. Aber soviel an Ungerechtigkeit, Terror, Graueln er, der so tief von Friedenssehnsucht erfüllt ist, zu berichten weiß, nie läßt er sich von Haß hinreißen. Was ihn bewegt, spricht die Dichterin Nelly Sachs in ihrem ersten Gespräch mit Max Tau und gleich im ersten Satz aus: „Wir müssen dafür sorgen, daß die Verfolgten nicht zu Verfolgern werden.“ In ihren Gedichten In den Wohnungen des Todes schließt sich Nelly Sachs dem Chor der Toten an: „Wir Toten Israels sagen euch, wir reichen schon einen Stern weiter in unseren verborgenen Gott hinein“ [s. o. S. 136 f.]

Nicht nur von Verfolgung und Leid weiß Max Tau zu berichten, sondern auch vom Widerstand, nicht zuletzt dem Widerstand der evangelischen und der katholischen Kirche in Norwegen. Max Tau berichtet, wie die Geistlichen nicht schweigen konnten. Er weiß von Theologieprofessoren und von Bischöfen zu berichten, die öffentlich die Judenverfolgungen geißelten und als Frevel an Gottes Gebot brandmarkten. Er weiß von den Bischöfen zu berichten, die auf ihr Staatsamt verzichteten und sich auf die Seelsorge beschränkten, um nicht Diener Quislings zu sein. Aber er muß hinzufügen, daß die Stimme der Christen nicht gehört wurde, und er schreibt: „Alle Gebete waren vergebens, der Feind war unerbittlich, keine menschliche Stimme erreichte ihn, jede Mahnung zum Guten beantwortete er mit noch größerem Unrecht.“ Nicht von den Erfolgchancen her darf beurteilt werden, ob das Zeugnis Sinn hatte, sondern von dem inneren Wert, den es für die Zeugnenden selbst hatte, und dem Trost, den es den Bedrängten bot. So bleibt das letzte Wort das des Gebetes. Es wird am eindrucksvollsten in dem Bericht, den Max Tau, der aus einem weitgehend säkularisierten Judentum kommt, von dem Kaddisch gab, das er zu Ehren seines Vaters in Oslo betete, neben ihm der Rabbiner Samuel, der später gewarnt wurde und nach Schweden hätte gehen können, aber seine Gemeinde nicht im Stich lassen wollte. Am Ende dieses Berichtes steht der Satz: „Aus meinem Innern stieg der Wunsch auf, daß dieser Gemeinschaft der durch das Leid Geprüften vielleicht doch einmal die Kraft verliehen würde, das Gute aus dem Men-